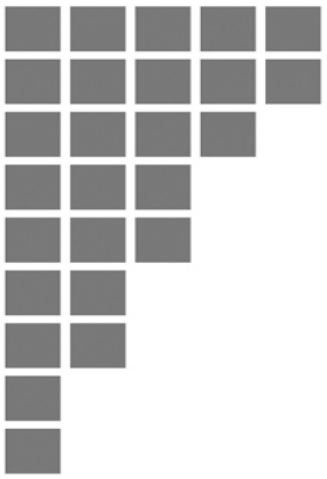
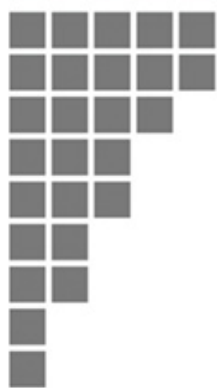


**WALTER
LAQUEUR
EUROPA
NACH DEM
FALL**



HERBIG

**WALTER
LAQUEUR
EUROPA
NACH DEM
FALL**



HERBIG

**WALTER
LAQUEUR
EUROPA
NACH DEM
FALL**

Aus dem Englischen
von Klaus Pemsel

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.herbig-verlag.de

© 2011 by Walter Laqueur
THOMAS DUNNE BOOKS
An imprint of St. Martin's Press, New York, N.Y.
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»AFTER THE FALL. THE END OF THE EUROPEAN DREAM AND THE
DECLINE OF A CONTINENT«

© für die deutschsprachige Ausgabe und das eBook:
F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München 2012
Alle Rechte vorbehalten.
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzel
Satz und eBook-Produktion: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer,
Germering

ISBN 978-3-7766-8141-3

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort
Einführung

I. KRISE

Der europäische Traum: »Der Tag wird kommen ...«
Die Rezession
Die politischen Auswirkungen
Eine neue Weltordnung
Die schlechte Stimmung in Europa
Europäische Außenpolitik
Europäische Verteidigung: Die Waffen nieder
Amerika: Bemitleidet, beneidet und gefürchtet
Eine moralische Supermacht?
Gibt es einen europäischen Nationalismus?
Russland und Europa: Partner und Rivalen
Muslime in Europa
Der russische Islam
Die Türkei als Retter
Chinas Schatten - und Präsenz
Islamophobie?
Warum Niedergang?
Europa - ein Blick in die Kristallkugel

II. AUSWEGE?

Bereicherung
Europa als kultureller Vergnügungspark?
Vergreisung
Demografische Werte - Schicksal oder falscher Alarm?
Entsolidarisierung in der Europäischen Union

Entvölkerung
Europäische Vereinigung
Integration und Erosion

III. AUSBLICKE

Europa 2020, Europa 2030
Ein marginalisiertes Europa
Plädoyer für das dekadente Europa
Das Phantom des Superstaats

ANHANG

Bibliografie
Register

Für Isaac Peters und Shoshana Semler

VORWORT

Ein Buch über Europa, geschrieben inmitten einer tiefen Krise, kann nicht mehr sein als ein Zwischenbericht. Doch das trifft wohl auf die meisten Publikationen der Geschichtsschreibung zu, es sei denn, sie befassen sich mit Zivilisationen und Gesellschaften, die längst nicht mehr existieren. Wäre es dann nicht klüger, seine Gedanken über die gegenwärtige Situation auf das Internet und das Fernsehen zu beschränken, auf Medien, die unmittelbare Mitteilung ermöglichen? Gewiss, vorsichtiger wäre es, nur besteht wenig Hoffnung, dass die Krise in der nahen Zukunft vorbei sein und ein Gleichgewicht wiederhergestellt sein wird. Die Krise wird aller Wahrscheinlichkeit nach viele Jahre andauern, denn es handelt sich dabei nicht so sehr um wirtschaftliche Turbulenzen, um steigende und fallende Aktienkurse, um steigende oder fallende Exportstatistiken, auch nicht um die Zahl der Beschäftigten und Arbeitslosen, so wichtig das alles auch sein mag.

Während diese Zeilen geschrieben werden, findet in Brüssel ein Treffen der europäischen Ministerpräsidenten und Finanzminister statt, eine Konferenz von vielen, die da waren und noch sein werden. Diesmal herrscht ein vorsichtiger Optimismus: Vielleicht ist das Schlimmste bereits vorbei, vielleicht ist es gar nicht notwendig, die einschneidenden Änderungen vorzunehmen, die radikalen Reformen und Kürzungen, die so viel Unzufriedenheit hervorgerufen haben? Möglicherweise ist dieser Optimismus gerechtfertigt, wahrscheinlich noch nicht – wer kann es sagen? Doch diese wechselnden Stimmungen berühren nicht die eigentlichen Kernpunkte.

Es geht im Grunde um die politische Zukunft Europas. Wird die gegenwärtige Krise einen stärkeren Zusammenschluss der Länder des alten Kontinents bewirken oder wird ein schwaches und überaltertes Europa daran zerbrechen? Wird es nicht nur eine gemeinsame Wirtschaftspolitik geben, sondern auch eine gemeinsame Außen- und Verteidigungspolitik? Die Völker Europas haben bisher wenig Begeisterung gezeigt, was die Aufgabe ihrer angestammten Souveränität betrifft; die Europäische Union war im Wesentlichen eine Angelegenheit der Eliten. Eine europäische Nationalhymne gibt es zwar inzwischen, aber wann hat man sie zum letzten Mal gehört? *Europa, Europa über alles* klingt merkwürdig (auch *Einigkeit und Recht und Freiheit für das europäische Vaterland*) genauso wie *Allons enfants de l'Europe* oder *Europe rule the waves*. Wird sich das in der nahen Zukunft ändern? Wo werden die Grenzen Europas sein, werden Russland und die Türkei dazugehören? Oder wird sich Europa in Richtung einer Zollunion bewegen wie Lateinamerika heute - oder Deutschland vor 1871? Auf diese und andere Fragen wird es auch in den nächsten fünf oder zehn Jahren wohl keine endgültige Antwort geben.

Deutschland ist bisher von der wirtschaftlichen Krise weniger betroffen worden als die meisten seiner Nachbarn, hauptsächlich deswegen, weil die Krise Deutschland bereits früher, um 2005, heimsuchte. Doch die deutsche Wirtschaft ist eng mit den Nachbarländern verbunden. Die Lage in der Bundesrepublik wurde Gegenstand der Bewunderung und des Neides und auch der Erwartungen: Warum tut Deutschland nicht mehr, um den am stärksten betroffenen Ländern zu helfen? Die Krise hatte zur Folge, dass die führende Stellung der Bundesrepublik in Europa viel klarer wurde, als es früher der Fall gewesen war. Doch mit dem wachsenden Prestige kam die Verantwortung.

Die Gründe, die für und gegen eine solche Hilfe sprechen, sind hinreichend bekannt und brauchen nicht weiter

erörtert zu werden. Es lag eine gewisse Ironie darin, dass gerade die Bundesrepublik einen Sparkurs verfolgte und dies auch von anderen forderte, während das eher konservative Amerika eine Wachstumspolitik betrieb und die Warnungen vor Inflation in den Wind schlug. »*Remember Brüning*«, hieß es in Washington und manchen europäischen Hauptstädten, in Anspielung auf den Kanzler der frühen 1930-Jahre, dessen Sparpolitik unheilvolle Folgen hatte und der, wenn er denn je von Keynes, dem führenden englischen Nationalökonom dieser Zeit, gehört hatte, dessen Ratschläge betreffend einer Ankurbelung der Wirtschaft für verderblich hielt.

Doch wie erwähnt, die tiefere Krise ist politischer und psychologischer Natur. Man hatte eine gemeinsame Währung geschaffen, aber ohne Kontrollinstrumente und eine gemeinsame Finanzpolitik, und das konnte nicht gut enden. Mit anderen Worten, um weiteren Fortschritt zu erzielen, wäre eine viel engere Zusammenarbeit der Länder Europas notwendig gewesen und dazu hatte die Bereitschaft gefehlt. Wenn man die Ergebnisse der Umfragen betrachtet, die von Institutionen wie dem Eurobarometer durchgeführt wurden, so zeigt sich, dass die Europa-Begeisterung in den verschiedenen Ländern, die nie überwältigend hoch gewesen war, im letzten Jahrzehnt rückläufig wurde. Von einer europäischen Solidarität konnte kaum die Rede sein, jede Regierung bemühte sich, die besten Bedingungen bei Verhandlungen herauszuschlagen und wurde darin von der öffentlichen Meinung unterstützt.

Die Einsicht von der Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses wurde nur von Minderheiten geteilt – den Euroeliten, und auch das nicht immer. Warum das so war (und ist), das wird den Historikern der Zukunft wahrscheinlich noch viel Kopfzerbrechen bereiten. Warum hat Europa so viel von seiner Dynamik und seinem Selbstbewusstsein verloren? Ist eine Erholung

wahrscheinlich, und wenn ja, unter welchen Umständen? Die Erkenntnis, dass Sorge um Europa keineswegs mit Ablehnung und Feindschaft zu tun hatte, sondern im Gegenteil häufig auf echter Sympathie beruhte, war in diesen Kreisen lange nicht aufgekommen. Das heutige Europa stellt viele Fragen und für Antworten ist es wohl zu früh.

Dieses Buch ist aus dem Bemühen heraus entstanden, Europa von außen zu betrachten. Manchmal schärft die Distanz den Blick und die Urteilskraft. Doch das Gegenteil kann durchaus der Fall sein. Amerika kann als Fallstudie dienen. Das Interesse Amerikas an Europa war sehr groß – bis vor einigen Jahren.

Viele Studien haben sich mit den Lehren des europäischen Projektes (wie man es nannte) befasst. Für die Republikaner war Europa das abschreckende Beispiel; der Sozialstaat hatte Europa ruiniert. Mit das Schlimmste, was man über einen Politiker (wie etwa Präsident Obama) sagen konnte, war, dass er zu europäisch war, dass er Amerika zu einem zweiten Europa machen wollte.

Solche Behauptungen, von wenig Sachkenntnis getrübt, wurden mit der Krise immer heftiger und übertriebener. Doch auch bei den Linken und den Europa-Experten waren die Fehltritte lange Zeit die Regel, nicht die Ausnahme. Da hieß es, dass fast alles in dem neuen Europa hervorragend und nachahmenswert sei. Europa war das, was Amerika sein sollte. Europa war eine moralische Supermacht, das 21. Jahrhundert würde das Jahrhundert Europas sein. Die ganze Welt würde sich bemühen, dem Beispiel Europas zu folgen. Alle diejenigen, die die Schwächen Europas aufzeigten, waren hoffnungslose Reaktionäre. Man brauchte sie nicht ernst zu nehmen.

Solche Meinungen waren in Amerika bis vor etwa fünf Jahren gang und gäbe, dann aber begann der schnelle Rückzug der meisten Europa-Optimisten, der manchmal sogar zu weit ging. Nur einige Unentwegte beharrten auf

ihren Fehldiagnosen und falschen Prophezeiungen; Fehler einzugestehen widerstrebt der menschlichen Natur. Politische Analysen und Einschätzungen sind nun einmal häufig von Wunschdenken beeinflusst. Das hat sich in den letzten Jahren immer wieder gezeigt, nicht nur in Bezug auf Europa, sondern auch, was den »Arabischen Frühling« betrifft, um ein anderes Beispiel zu nennen. Wie kann es auch anders sein, denn mit Hoffnungslosigkeit als Basis lässt sich Politik nicht betreiben. Auch diejenigen, welche politische Entwicklungen kommentieren, werden die optimistische Philosophie des »Als ob«, die Philosophie der nützlichen Fiktionen brauchen können. Das Schlimmste trifft nicht immer ein, wie ein französisches Sprichwort sagt. Europa wird sich erholen, auch wenn es nicht mehr die Weltmacht von gestern und das alte Europa sein wird. Wann das sein wird und wie dieses neue Europa aussehen wird, wissen wir leider nicht.

Walter Laqueur

Washington, D.C., Juni 2012

EINFÜHRUNG

Es ist wohl nicht der beste Zeitpunkt, um über den Zustand Europas zu schreiben, wenn es von so vielen Krisen geschüttelt wird und seine Zukunft wie die anderer Kontinente unsicher ist. Wird es in fünf Jahren noch in seiner gegenwärtigen Form existieren? Ich habe vor langer Zeit gelernt, dass eine Krise gewöhnlich die Zeitspanne zwischen zwei anderen Krisen umfasst, aber die gegenwärtige scheint erheblich gravierender als diejenigen zu sein, die Europa nach dem Zweiten Weltkrieg durchgemacht hat. Meine Erinnerungen an Europa reichen zurück bis in die Kindheit und Schulzeit in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Ich verließ Europa knapp ein Jahr vor Ausbruch des Krieges und hatte bis dahin nur einen kleinen Teil des Kontinents kennengelernt.

Als ich nach Kriegsende zu kurzen und längeren Besuchen zurückkehrte, fand ich ein ganz anderes Europa vor - und ich hatte keinen Grund, das nicht zu glauben, was mir erzählt wurde. Seither habe ich mich in den meisten europäischen Staaten aufgehalten und Europa ist mein Hauptstudiengebiet geworden. Meine Kinder sind auf beiden Seiten des Atlantiks zur Schule gegangen, und ich habe ebenfalls auf beiden Seiten gearbeitet. Die europäische Kultur war der prägende Einfluss in meinem Leben, wenngleich mehr in historischer als in zeitgenössischer Ausprägung. Ich hatte das große Glück, in meinem Leben von einer Vielzahl globaler Perspektiven zu profitieren. Wenn ich aus unserem Fenster in Washington, D.C., blicke, sehe ich die Waschbären und Eichhörnchen, die auf den Bäumen des Rock Creek Parks herumklettern. Wenn ich aus dem Fenster im Londoner Stadtteil Highgate

blicke, sehe ich die Eichhörnchen im Waterloo Park und (beinahe) das Grab von Karl Marx.

Da ich Europa und die Europäer in guten wie in schlechten Zeiten erlebt habe, ist nun die Zeit für eine Bilanz gekommen. Den Versuch dazu habe ich schon vor fünf Jahren in einem Buch mit dem Titel *Die letzten Tage von Europa* unternommen. Die darin zum Ausdruck gebrachten Ansichten wurden zum Teil ziemlich skeptisch aufgenommen, denn es handelte sich um eher unzeitgemäße Betrachtungen, und das Buch kam sicherlich zu früh. Fünf Jahre können nicht mehr als eine Minute in der Geschichte sein, aber auch eine sehr, sehr lange Zeit. Als das Buch herauskam, herrschte die allgemeine Ansicht, dass Europa und speziell die Europäische Union nicht zu schlecht dastanden. Die EU hatte schließlich eine gemeinsame Währung bekommen. Der Rezensent in *The Economist*, meiner »Bibel« unter den Wochenzeitschriften, legte mir »unzulässig apokalyptische Schlussfolgerungen« zur Last. Doch nun sehe ich, dass ein erst kürzlich erschienener Leitartikel über die Zukunft Europas im selben Journal betitelt ist mit »Blick in den Abgrund«.

Damals habe ich nicht in den Abgrund geblickt, was ich auch jetzt nicht tue; ich sagte lediglich voraus, dass Europa sich möglicherweise in ein Museum oder einen kulturellen Vergnügungspark für wohlhabende Touristen aus Ostasien verwandeln könnte – keine besonders heroische oder tragische Aussicht, die sich aber nicht mit meiner Vorstellung von einem Abgrund oder der Apokalypse deckt. Es stimmt, dass ich damals bei der Behandlung der zahlreichen Probleme mehr Gewicht auf die langfristigen Herausforderungen wie die demografische Entwicklung legte, wohingegen in jüngster Zeit aufgrund der globalen Rezession und speziell der europäischen Schuldenkrise die unmittelbaren Gefahren in den Vordergrund gerückt sind. Das ist ganz natürlich, da der Zusammenbruch von Banken, steigende Arbeitslosigkeit und Sparhaushalte unmittelbare

Gefahren darstellen, die alle betreffen, wohingegen sich langfristige Bedrohungen beiseiteschieben lassen – es besteht immer die Chance, dass sie nicht eintreten werden. Der von einigen geäußerte Unglaube, der vor fünf Jahren mein Buch begleitete, verstörte mich. Selbst damals waren die Anzeichen für den Niedergang so augenfällig – wie konnten sie bezweifelt und ignoriert werden? Schon mehrfach war auf sie hingewiesen worden. Es gibt etliche Erklärungen für das Ignorieren des Offensichtlichen, aber sie sind nun von rein historischem Interesse. Wir stehen vor drängenderen Problemen: Der Niedergang Europas scheint offensichtlich, was die vorhersehbare Zukunft betrifft, aber es muss kein Zusammenbruch sein. Was lässt sich tun, um eine weiche Landung und vielleicht sogar eine Erholung zu einem zukünftigen Zeitpunkt zu bewerkstelligen? Inzwischen sind die derzeitigen Probleme der Europäischen Union vordringlicher geworden als die etwas ferner liegenden demografischen Fragen. Wird Europa sich eher für die Vereinigten Staaten von Europa als für die gegenwärtige Kompromisslösung entscheiden? Oder bleiben die Aussichten für eine effektive Union trübe und jedes Land wird sich allein seinen jeweiligen Schwierigkeiten stellen? Wie viel Macht wird diese neue, mehr zentralisierte und gestärkte Union haben? Wird die Verlagerung der Souveränität von den Nationalstaaten auf die EU auch die Außen- und Verteidigungspolitik einschließen? Angenommen, die Vereinigten Staaten von Europa würden an die Stelle der Brüsseler EU rücken, welchen Stellenwert werden sie in der Weltpolitik erreichen?

Das sind meiner Ansicht nach die Themen, die behandelt werden müssen, was ich – wie unvollkommen auch immer – auf diesen Seiten versuche. Bei all den Ungewissheiten sind Vorhersagen unmöglich. Der Euro und die Eurozone mögen in den nächsten Jahren gerettet werden, aber das muss nicht unbedingt Stabilität bedeuten, denn die nächste

oder übernächste Krise könnte immer noch den Zusammenbruch herbeiführen. Doch wenn es zu einer Spaltung Europas kommt, müsste das nicht unbedingt das Ende eines geeinten Europas bedeuten, denn nach einer angemessenen Verschnaufpause würde wahrscheinlich eine neue Initiative gestartet werden. Das Gleiche gilt für den Fall, dass die Eurozone eher früher als später verschwindet. Wenn die Finanzmärkte bei den kommenden Entwicklungen eine negative Rolle spielen sollten, ist ihr Überleben in der gegenwärtigen Form zweifelhaft.

Es gibt eine beinahe unbegrenzte Zahl von Möglichkeiten, doch es scheint mir so zu sein, dass die entscheidenden Punkte nicht die hinsichtlich der Wirtschaft und Finanzen des Kontinents getroffenen technischen Entscheidungen sein werden, sondern die tiefgreifenderen politischen und psychologischen Faktoren – werden Nationalismus oder Postnationalismus, Dynamik oder Erschöpfung in Europa die Oberhand gewinnen? Es gibt Trends, die sich mit einem gewissen Grad an Wahrscheinlichkeit vorhersagen lassen, aber es gibt auch die Imponderabilien, die sich nicht messen oder abwägen, geschweige denn vorhersagen lassen, weil sie plötzlichen Veränderungen unterworfen sind. Und offenbar werden die Imponderabilien entscheidender sein.

Das Europa, das ich kenne und über das ich vor fünf Jahren geschrieben habe, ist im Verschwinden begriffen. Was wird an seine Stelle treten? Die Bedeutung Europas in der Welt hat abgenommen, aber es hat womöglich noch eine Zukunft, wenngleich offensichtlich eine bescheidene, etwas zwischen einer Regionalmacht und einem in der Tat wertvollen Museum. Einstweilen stimme ich trotz allem eher Alfred Lord Tennyson zu, der in *Locksley Hall* schrieb: »Lieber fünfzig Jahre Europa als eine Periode Cathay« [Cathay: China, besonders Nordchina; veraltet].

An Europas Vergangenheit ist vieles bewundernswert, sogar in seinem derzeitigen Schwächezustand. Aber ich bin

mir nicht mehr so sicher, in welchem Umfang Tennysons Empfindungen von einer Mehrheit der Europäer geteilt werden, in welchem Maß noch der feste Glaube an die europäische Identität, das europäische Modell und die europäischen Werte besteht – und ob vor allem der Wille besteht, sie zu verteidigen. Stattdessen herrscht der tröstliche Gedanke vor, dass andere Teile der Welt sich auch im Niedergang zu befinden scheinen. Die gegenwärtige Krise ist nicht vorrangig eine Schuldenkrise, mehr im Vordergrund stehen – mögen »europäische Werte« auch noch so oft angerufen werden – Willensschwäche, Trägheit, Ermüdung und Selbstzweifel sowie mangelndes Selbstvertrauen, was auf die psychologische Diagnose eines schwachen Ego hinausläuft.

Europa nahm, so wie andere Mächte früher, während einiger Jahrhunderte eine Vorrangstellung in der Welt ein; damit ist es nun vorbei. Aufstieg und Niedergang hat es immer in der Geschichte gegeben. Supermächte haben im Unterschied zu Universitätsprofessoren kein Amt auf Lebenszeit. Die Ursachen kollektiver Erschöpfung sind vielfältig und lassen sich ausführlich diskutieren. Aufstieg und Niedergang sind auch seit alters studiert und kommentiert worden. Zu Anfang der Neuzeit hat Giambattista Vico in seinem berühmten und einflussreichen *Scienza Nuova* behauptet, die Geschichte verlaufe in wiederkehrenden Zyklen – aufgeteilt in ein göttliches, ein heroisches und ein menschliches Stadium. Dass Europa in einem postheroischen Zustand ist, versteht sich von selbst, aber wer kann schon mit Überzeugung sagen, welches Stadium Europa nun erreicht hat und welches das nächste sein wird?

Womöglich hat Robert Cooper recht. Er hat seit langer Zeit immer wieder Ratschläge zur EU-Außenpolitik gegeben. Seiner Ansicht nach ist Europa postmodern, glaubt an friedliche gegenseitige Abhängigkeit und moderne Kooperation, wohingegen die Politik der anderen (im

besten Fall) in Ideen traditioneller Einflussbereiche und einem Gleichgewicht der Mächte verwurzelt ist. Doch wie wird die Postmoderne in einer vormodernen oder modernen Welt überleben, in der allzu oft das Chaos herrscht, nicht die Gesetze des Internationalen Strafgerichtshofs, sondern die des Dschungels? Die Postmodernen werden nach zwei verschiedenen Regelkatalogen handeln müssen, nach einem, der den Umgang miteinander regelt, und einem (»die rauerer Methoden einer früheren Zeit«), wenn es um die »Rüpel« geht, die noch nicht den avancierten Zustand der Postmoderne erreicht haben. Das klingt vernünftig, aber ist es auch praktikabel? »Liberaler Imperialismus« ist ein unnötig provokanter Begriff, der auch nicht für eine realistische Politik steht, denn die Entsendung einiger Tausend Menschen für begrenzte Zeit in ein fernes Land mit dem Befehl, nicht zu schießen, was auch immer geschieht, stellt keinen wirklichen Imperialismus dar. Es verwundert nicht, dass Coopers Thesen diejenigen irritiert haben, die bereit sind, bei Klerikalfaschismus, Diktaturen und sogar Völkermord ein Auge zuzudrücken, vorausgesetzt, dies tritt außerhalb Europas und der Vereinigten Staaten auf. Doch die wahre Schwäche dieser Politik liegt anderswo: Ein Verhalten nach zwei unterschiedlichen Katalogen von Regeln und Standardforderungen stellt nicht nur eine Diskriminierung dar, sondern erfordert auch eine Entschiedenheit, die heutzutage in Europa zu fehlen scheint. Europa als machtvoller Mitwirkender wäre höchst willkommen, aber wie ist an diese Rolle zu kommen? Will Europa in seiner Apathie überhaupt eine solche Rolle? Nach Schopenhauer ist es leicht, zu wollen, aber »wollen wollen« ist nahezu unmöglich. Die Pharmakologen haben für Menschen etliche nützliche Stärkungsmittel und Medikamente gegen individuelle Depressionen entwickelt; vielleicht werden sie eines Tages eine Behandlung für die Depressionen von

Nationen und Generationen und zur Erzeugung politischen Willens entdecken. Der Tag ist noch nicht gekommen, und Depression ist nur ein Teil des europäischen Leidens.

Teil I des vorliegenden Buchs beschäftigt sich mit dem Ablauf der europäischen Krise in den letzten Jahren und den möglichen Folgen; zwei Kapitel des zweiten Teils, der den Weg in die Krise und mögliche Auswege behandelt, beruhen zum Teil auf *Die letzten Tage von Europa*, sind aber auf den neuesten Stand gebracht. Für eine detailliertere Erörterung der Einwanderung nach Europa und der Integrationsversuche verweise ich den Leser auf dieses frühere Buch.

I. KRISE

DER EUROPÄISCHE TRAUM: »DER TAG WIRD KOMMEN ...«

An einem deprimierenden Morgen voller Nachrichten über Irland am Rande des Abgrunds, Amerika gelähmt am Boden, Großbritannien vor harten Zeiten, Griechenland in Verzweiflung, Portugal jenseits von Verzweiflung, Italien und Spanien in akuter Gefahr, über »chronisch schwache Nachfrage«, »kraftlose Konjunktur«, »Kollisionskurs in Europa«, »Euro vor dem Aus«, »verhängnisvolle Folgen« und »dem Absturz entgegen« bot den einzigen Trost ein Blick auf die vor sechs oder sieben Jahren erschienene inspirierende Literatur zum europäischen Traum, zu einem postnationalen Modell von Frieden, Wohlstand, sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Tugendhaftigkeit. Aufmunternd wirkt sicherlich das Wissen, dass Europa eine Mordrate aufweist, die nur ein Viertel so hoch ist wie die der USA; und dass Europa den USA überlegen ist, was die Alphabetisierungsrate, die Lebenserwartung und die Höhe der verteilten humanitären Hilfe betrifft. In den letzten 60 Jahren hatte in Europa eine Revolution stattgefunden, welche die meisten Amerikaner schlichtweg nicht bemerkt hatten. Ein neuer Ausgleich zwischen privaten Besitzrechten und dem Gemeinwohl, zwischen behördlicher Regulierung und dem freien Markt, zwischen Freiheit und Gleichheit war erreicht worden – was Amerika mit seinem naiven Glauben an die Allheilkraft des freien Kapitalmarkts nie geschafft hatte. Die Auswüchse des Konsumkapitalismus waren gebändigt worden. Weiter würde der Blick auf ein anderes Buch fallen, das in überzeugender Ausführlichkeit vorhersagte, dass die Zukunft dem europäischen Modell gehörte, dass die ganze

Welt ihm nacheifern würde – ein leuchtendes Beispiel für die ganze Menschheit. Europa war mit einem neuen Vorstoß zu einer humanitären Außenpolitik vorangegangen. Endlich lebte es in Frieden mit sich selbst und dem Rest der Welt. Es war gesund und nachhaltig; es war stressfrei im Gegensatz zum fiebrigen, unausgeglichenen Amerika. Die Zukunft gehörte Europa.

Es gibt immer noch ein paar Stimmen, die behaupten, Europa sei eine aufstrebende Supermacht in einer bipolaren Welt, und wahrscheinlich tut es gut, solche erbaulichen Botschaften in einer Zeit des Verderbens und Ersterbens zu hören. So wird verkündet, dass Europas Einfluss in der Welt aus mehreren Gründen zunimmt, unter anderem, weil die materiellen und ideologischen Konflikte zwischen Europa und den anderen Mächten abnehmen. Der europäische Kontinent lebt in Frieden. Alle namhaften Regierungen wollen die europäischen Sozialnormen übernehmen und den Weg der Demokratie und kooperativer internationaler Beziehungen gehen. Wie gewaltig doch die Mächte der menschlichen Selbsttäuschung sind. Bezeichnend ist die apokryphe Geschichte eines hochrangigen Beamten im britischen Außenministerium, der sich über die ständigen Warnungen seiner untergeordneten Kollegen vor einer Kriegsgefahr ärgerte und verkündete, dass er 40 Jahre lang, von 1910 bis 1950, im Amt gewesen sei und seine Ruhe gehabt habe, bis auf zwei relativ kurze, unerfreuliche Unterbrechungen – 1914 und 1939.

Es ist leicht, viel zu leicht, sich aus heutiger Sicht über die Illusionen von gestern lustig zu machen. Die Nachkriegsgenerationen der europäischen Eliten wollten demokratischere Gesellschaften schaffen. Sie wollten die Auswüchse von Reichtum und Armut eingrenzen und grundlegende soziale Dienstleistungen in einem Ausmaß anbieten, wie es die Vorkriegsregierungen nicht getan hatten. Sie wollten all das nicht nur tun, weil sie glaubten,

dass sie die Moral auf ihrer Seite hatten, sondern weil sie sozialen Ausgleich als einen Weg sahen, die Gefühle von Wut und Enttäuschung einzudämmen, die zum Krieg geführt hatten. Aufruhr und Krieg hatten sie bis zum Überdruß gehabt. Etliche Jahrzehnte lang erreichten viele europäische Gesellschaften diese Ziele mehr oder weniger und hatten allen Grund, darauf stolz zu sein. Europa war ruhig und zivilisiert, kein Kriegsgeschrei und auch kein drohender Bürgerkrieg. Das Konzept des Wohlfahrtsstaats war bewundernswert. Seine politische Ökonomie fußte auf der Annahme eines permanenten Wirtschaftswachstums, fast so etwas wie ein Schneeballsystem, jedoch kein unvernünftiges oder unehrenhaftes.

Worauf beruhte Europas Erfolg? Zum Teil auf schmerzhaften historischen Erfahrungen in jüngster Zeit, den Schrecken von zwei Weltkriegen, auf den Lektionen aus Diktaturen wie Faschismus und Kommunismus, die nie wieder auftreten dürften. Doch vor allem beruhte er auf einem Gefühl europäischer Identität und gemeinsamer Werte. Wie sah diese Identität aus und wie ließen sich die gemeinsamen Werte definieren? Oder gab es schlicht nur gemeinsame materielle Interessen? Schließlich nahm die Europäische Union als wirtschaftlicher Zusammenschluss der Eisen-, Stahl- und Kohleindustrie ihren Anfang. Jean Monnet, der »Vater« der Union, sagte später allerdings, wenn er noch einmal von vorn beginnen könnte, würde er den Schwerpunkt eher auf die Kultur als auf die Wirtschaft legen. Aber er begann mit der Wirtschaft, und dieser Ansatz war wahrscheinlich ganz vernünftig.

Unter den am häufigsten erwähnten europäischen Werten und Grundrechten waren die Achtung der Menschenwürde, die Rechtssicherheit, Frieden, Umweltbewusstsein und, vielleicht an erster Stelle, Toleranz – die Bereitschaft, die große Diversität der europäischen Kultur zu akzeptieren. Doch waren diese Werte spezifisch europäisch? 67 Prozent der Europäer waren der Meinung, sie wären spezifisch

europäisch, verglichen mit anderen Kontinenten. Doch so eine Antwort war möglicherweise irreführend – mehr als die Hälfte der Europäer bezweifelte, dass es eine gemeinsame europäische Kultur gebe.

Warum war die europäische Integration so schwierig? Sie musste das überwinden, was einige das künstliche Konzept eines Nationalstaats nannten. Doch Nationalstaaten hatten sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt; womöglich wären die Welt und Europa ohne sie besser gefahren, aber es war gewiss kein künstliches Konzept. Umgekehrt ließe sich argumentieren, dass eine Gemeinschaft aus Völkergemeinschaften künstlich sei. Alle Untersuchungen haben ergeben, dass 90 Prozent der Europäer sich dem Ort und dem Land verbunden fühlen, in dem sie geboren wurden, aber weit weniger einer größeren Institution mit einer anderen Lebensart und einer anderen Sprache. Einer 1996 durchgeführten Eurobarometer-Untersuchung zufolge fühlten sich nur 51 Prozent der Europäer »europäisch«, und das scheint sich seitdem nicht gebessert zu haben. Zahlreiche Versuche sind seitdem unternommen worden, das Gefühl eines gemeinsamen kulturellen Erbes zu stärken, unter anderem mit einer Europahymne und einer europäischen Flagge, aber sie haben bislang nicht viel ausgerichtet. Einige gemeinsame kulturelle Veranstaltungen sind ein Stück erfolgreicher gewesen, darunter der Eurovision Song Contest (der aber auch beträchtlichen Unwillen aufgrund politischer Machenschaften erregte) oder das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker, obwohl sich das auch viele Millionen Chinesen und Japaner anhören.

Lektionen aus der Geschichte verblassen allmählich. Allerdings hatte sich die Lektion, dass es in Europa keine Kriege mehr geben sollte, eingeprägt, denn der dafür gezahlte Preis war zu hoch gewesen, und Europa war nun jedenfalls zu schwach, um Krieg zu führen. Es war in dieser postheroischen Zeit endlich erkannt worden, dass Europa,

vor allem ein schrumpfendes Europa, all den Lebensraum hatte, den es brauchte.

Dies aber waren negative Lektionen, die Europa lehrten, was es nicht tun sollte. Das positive Gefühl europäischer Solidarität und gemeinsamer Werte hatte nach unsicheren Anfängen keine großen Fortschritte gemacht – wenn es überhaupt welche zu vermehren gab. Es gab nicht einmal eine Übereinstimmung über die Grenzen Europas. War das Vereinigte Königreich den Vereinigten Staaten oder Bulgarien oder der Türkei näher? Es war auch nicht realistisch, so einen Fortschritt zu erwarten – wie konnte der mithalten mit Nationalgefühlen, die sich im Laufe vieler Jahrhunderte entwickelt hatten?

Wenn von gemeinsamen Werten wenig zu erwarten war, wie stand es mit gemeinsamen Interessen und gemeinsamen Bedrohungen als Kitt? Diese bestanden gewiss, und zwar nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, aber eine solche Union glich einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung; die Menschen mochten Solidarität mit ihren Landsleuten empfinden und bereit sein, Opfer für ihr Heimatland zu bringen, warum aber für eine Gemeinschaft mit ökonomischen Interessen? Es gab gemeinsame politische Interessen, aber auch Interessenkonflikte – unterschiedliche Auffassungen bestanden zwischen Ländern und innerhalb von Ländern.

Wann wurde erstmals erkannt, dass in der Europäischen Union nicht alles im Lot war? Es hatte in den 1970er-Jahren eine europäische Krise gegeben mit dem Gefühl, dass Europa nach einem verheißungsvollen Beginn der Dampf ausging. Anderswo hatte es aber auch größere Krisen gegeben – in den 1990er-Jahren in Russland und auch in Asien (1997–98), in Lateinamerika (1999–2002) und sogar in den Vereinigten Staaten, doch die betroffenen Länder hatten sich alle erholt. Zu den globalen Aussichten in den 1980er-Jahren gab es eine breite Palette von Meinungen. Die Kassandra (damals nicht sehr viele) sahen

überwiegend Verderben und Ersterben, und es ist natürlich wahr, dass Katastrophen früher oder später irgendwo passieren. Doch die Mehrheitsansicht, wie sie zu der Zeit in den führenden Arbeiten von Politikwissenschaftlern zu Aufstieg und Fall von Großmächten zum Ausdruck gebracht wurde, lautete, dass Amerika sich übernommen hatte und fallen müsste; das stagnierende Russland war auch nicht in guter Verfassung, obwohl kaum jemand vorhersah, wie nahe der Zusammenbruch war. China und Indien blieben mehr oder weniger unbeachtet, was verständlich ist, weil der große Sprung nach vorn gerade erst begann.

Mildem Optimismus verbreiteten die Propheten hinsichtlich Japans und Europas. Diese Mächte hatten sich nicht übernommen, sondern machten beständige, stufenweise Fortschritte – Europa nahm neue Mitglieder auf und steuerte auf eine gemeinsame Währung zu. Einige Enthusiasten gingen noch weiter und beschrieben den europäischen Weg als die beste Hoffnung in einer unsicheren Welt, da der europäische Traum leise den amerikanischen Traum ersetzte, wobei der Begriff »leise« in diesem Zusammenhang sehr oft fiel.

Das waren falsche Annahmen und Vorhersagen, aber sie erschienen damals nicht zu weit hergeholt. Die Sowjetunion verschwand und die Vereinigten Staaten waren eine Zeit lang die einzige Supermacht, sehr zum Verdruss einiger, die weitere Verausgabungen und infolgedessen einen noch stärkeren Niedergang vorhersagten. Andere vertraten eine gelasseneren Ansicht. Europa war dabei, sich weiter auszudehnen. Seine Bevölkerung war nun größer als die der Vereinigten Staaten, und auch sein Bruttosozialprodukt war höher. Doch dessen Wachstum verlangsamte sich sehr, und einzelne Länder standen vor größeren Problemen. 2005 veröffentlichte die CIA einen Bericht, in dem sie vorhersagte, dass die EU (und die NATO) bis 2020

verschwinden würden, wenn sie nicht weitreichende Reformen durchführten.

Die Begründungen dafür waren interessant, aber nicht ganz überzeugend. Der europäische Wohlfahrtsstaat sei zu teuer geworden, praktisch unerschwinglich, und mache es Europa unmöglich, auf den Weltmärkten zu konkurrieren. Das stimmte so ziemlich – die Menschen lebten länger und medizinische Behandlung wurde immer teurer. Doch die amerikanischen Autoren dieser Berichte scheinen übersehen zu haben, dass dies auch für die Vereinigten Staaten galt, die keinen Wohlfahrtsstaat hatten (oder bloß einen sehr eingeschränkten), aber pro Kopf mehr für die Gesundheit ausgaben als die Europäer. In der Zwischenzeit hatten einige europäische Länder, insbesondere Schweden, aber auch Deutschland, bewiesen, dass ein Missbrauch des Wohlfahrtsstaats behoben und sehr viel Geld gespart werden konnte. Einige dieser Einschnitte waren schmerzhaft, aber viele Grundzüge des Wohlfahrtsstaats blieben erhalten.

In der Prognose von 2005 wurde noch ein anderer Grund für den kommenden Zusammenbruch der EU angegeben – die Tatsache, dass das schneckenhafte Wachstum in Deutschland die europäische Wirtschaftsleistung negativ beeinflusste, da Deutschland die größte Wirtschaftsmacht war. So standen die Aussichten 2005, doch fünf Jahre später nahm sich die Situation in Europa wieder ganz anders aus, mit Deutschland als unbestrittener Führungsmacht, nach deren Pfeife alle tanzen mussten. Das zeigte wiederum die Fallstricke und Fußangeln von Prognosen. Einige Faktoren waren von vornherein unvorhersehbar, andere waren lediglich psychologischer Natur oder hatten damit zu tun, wie wirkungsvoll eine Regierung eine Krise bewältigte. Es war klar, dass zum Beispiel dumme und unkluge Aktivitäten von Banken früher oder später ihren Preis fordern würden. Aber es kam dennoch darauf an, wie die Behörden und die Öffentlichkeit

mit so einer Situation umgehen. Ein Kollaps ließe sich vermeiden, sofern die Dummheit und der Schaden nicht monumental wären. Es könnte aber auch zu einer Panik kommen, einem Massenansturm auf die Banken mit gleichfalls dummen Gegenmaßnahmen. In diesem Fall könnten die Folgen weitreichend und verheerend sein.

Dass Amerika sich aufgrund einer zu dünnen Finanzdecke global verausgabte, mag tatsächlich großen Schaden angerichtet haben, und auch der europäische Wohlfahrtsstaat mag eine zu schwere Last geworden sein. Aber das waren nicht die Hauptgründe, welche die große Krise von 2008 verursacht haben. Hauptverantwortlich waren die von Amerika und Europa angehäuften enormen Schulden und die größtenteils fehlende Finanzaufsicht, die zu der großen Instabilität auf den Märkten führten, für die wiederum Banken, Regierungen und einzelne Schuldner verantwortlich waren.

Die Ursachen waren jedoch nicht allein ökonomischer Natur – womöglich gar nicht an erster Stelle. Bei Europa war es die irrtümliche Idee, es könne eine wirtschaftliche Union ohne eine politische geben. Aufseiten der reicheren europäischen Länder gab es wenig Begeisterung, den schwächeren Volkswirtschaften aus der Misere zu helfen, insbesondere wenn diese sich unverantwortlich oder gar betrügerisch verhalten hatten. Warum sollten Deutsche mit 67 in Rente gehen, damit Griechen sich mit 53 zur Ruhe setzen konnten? Mit anderen Worten, bei allem Gerede von europäischer Identität und gemeinsamen Werten bestand wenig Solidarität. Womöglich konnte es die gar nicht geben.

Das sollte eigentlich niemanden groß überraschen. Wenn wir einen Blick auf die Weltgeschichte der letzten 100 Jahre werfen, so gibt es nur wenige Fälle von Ländern, die sich vereinigten, dafür aber mehr solcher Fälle, in denen es zur Spaltung kam. Die Sowjetunion zerfiel zu einem Dutzend neuer Staaten, Jugoslawien zu knapp einem

halben Dutzend, und die Tschechen und Slowaken kamen zu dem Schluss, dass sie mit einer Trennung besser dran wären. Selbst in Ländern, die schon lange vereint waren, bildeten sich starke separatistische Tendenzen heraus. Als die Vereinten Nationen gegründet wurden, hatten sie 51 Mitglieder, heute sind es 193.

Der europäische Traum kam nicht auf einen Schlag. Schon 1849 gab es in Paris einen Friedenskongress. Die Eröffnungsansprache hielt Victor Hugo:

»Ein Tag wird kommen, wo Ihr, Frankreich, Russland, Italien, England, Deutschland, all Ihr Nationen des Kontinents ohne die besonderen Eigenheiten Eurer ruhmreichen Individualität einzubüßen, Euch eng zu einer höheren Gemeinschaft zusammenschließen und die große europäische Bruderschaft begründen werdet ... Ein Tag wird kommen, wo es keine anderen Schlachtfelder mehr geben wird als die Märkte, die sich dem Handel öffnen, und der Geist, der sich den Ideen öffnet. Ein Tag wird kommen, wo die Kugeln und Bomben durch Stimmzettel ersetzt werden, durch das allgemeine Wahlrecht der Völker, durch die Entscheidungen eines großen souveränen Senates, der für Europa das sein wird, was das Parlament für England und die Nationalversammlung für Frankreich ist.«

Victor Hugo sprach noch lange so weiter. Es war eine bewegende Rede, doch der Tag ist leider bis heute noch nicht gekommen.